

Über Menschen im Alltag: Wie das Leben zur Geschichte wird.

Zweimal habe ich Reportagen über Tote geschrieben. Reportagen über Tote? Normalerweise sollte ein Reporter mit seinen Protagonisten reden, sie begleiten können. Das war in diesen Fällen nicht möglich, es sind rekonstruierende Reportagen. Sie sind nicht der journalistische Normalfall, aber besonders arbeitsaufwendig. Dadurch eignen sie sich, meiner Meinung nach, besonders gut, um Rechercheweg, Vorgehensweise und einige allgemeine Reportageregeln zu beschreiben.

Zu Beginn jeder Reportage steht für mich immer eine Frage. Bei meiner Geschichte über eine Puffmutter hieß sie zum Beispiel: Was für ein Mensch ist man, wenn man vom Sex anderer lebt? Bei einem anderen Text über einen Inoffiziellen Mitarbeiter der Staatssicherheit, der jahrelang seine Frau bespitzelt hatte: Wie wird man zum Verräter? Oder: Warum fängt ein junges Mädchen an, Pornos zu drehen? Meist sind es sehr einfache, manchmal auch naiv klingende Fragen, nur die Antworten sind oft sehr komplex.

Vor etwas sechs Jahren lief ich dann durch meine Wohnung, sah die vielen kleine Dinge, die sich im Laufe der Zeit in meinen Schränken und Regalen angesammelt hatten: Bücher, Fotos, Reisesouvenirs. Ich dachte darüber nach, was diese Dinge eigentlich über mich aussagen. Kann man einen Menschen anhand dessen, was sich in seiner Wohnung befindet charakterisieren? Was erzählen die Gegenstände über einen? Daraus entstand die Idee, ein Leben nur anhand eines Nachlasses und durch Gespräche mit hinterbliebenen Freunden, Verwandten und Nachbarn zu rekonstruieren, ohne den oder die Hauptfigur jemals getroffen zu haben.

Ich telefonierte ich mit mehreren Nachlassverwaltern und einer willigte schließlich ein, mich auf seine Reise durch die Wohnungen Verstorbener mitzunehmen. Gleich die Erste war die Zwei-Zimmerwohnung von Alfred Broszehl in Berlin-Spandau. Mir fiel auf, wie ordentlich Broszehl seine Papiere geordnet hatte, wichtig für mich, so gab es Unterlagen, auf die ich mich beziehen konnte. Sonst war die Wohnung sehr karg eingerichtet. Der Nachlassverwalter sagte, es gäbe noch entfernte Verwandte, eine Haushälterin und einen Vormund. Broszehl war 97 Jahre alt geworden, viel Stoff zum Erzählen. Ich konnte seine Papiere, Zeugnisse, Versicherungen und Fotos mitnehmen, da sich niemand mehr für sie interessierte. Ein Fotograf machte Bilder von der Wohnung, die ich neben meinen Computer legte, so dass ich sie beim Schreiben immer vor Augen hatte.

Dieser Sessel gelbbraun gemustert mit Korbarmlehnen war in letzter Zeit der Mittelpunkt seines kleinen Universums, sein Begleiter beim Übergang vom Leben zum Tod. Ein grünes Polster dient als Rückenlehne, und weiße Kissen schützen die Sitzfläche. Irgendwann in den Fünfzigern muss er ihn mit einer dazu passenden Kippcouch erworben haben (...) Vom Sessel hatte Broszehl einen guten Blick auf den Fernseher, die Tür und auf ein durch die Zeit bräunlich verfärbtes Foto an der gegenüberliegenden Wand. Darauf steht eine junge Dame Mitte zwanzig mit dunklem Bubikopf in einem weißen Kostüm. Sie lehnt an einem Pult und lächelt ein bisschen auffordernd in die Kamera: seine Frau Margarete.

Ich traf mich mit Broszehls Vormund, mit seiner Haushälterin und ich fand auf einer Anrichte in seinem Schlafzimmer einen Ringblock, dort stand ein Name und eine Telefonnummer, beide waren durchgestrichen worden. Ich rief die Nummer an, es meldete sich Broszehls Stiefsohn. Die beiden hatten sich im Streit getrennt und nie wieder versöhnt. Ich fuhr nach Stuttgart und sprach auch mit ihm. Nach und nach

setzte sich Broszehls Leben wie ein Mosaik zusammen. Es hätte eine schöne Geschichte über einen alten unglücklichen Mann werden können. Aber, wie viele Redakteure gern sagen, der „Subtext“ oder auch oft gebraucht „die Metaebene“ hätten gefehlt. Das, was eine Geschichte über eine reine Einzelfallbeschreibung hinaus hebt und sie für viele Menschen relevant macht. Ohne, dass sich es vorher geplant hatte, ist „Broszehls Nachlass“ eine Reportage über Einsamkeit im Alter geworden, über eine deutsche Familie im letzten Jahrhundert. Letztendlich geht es um die Frage: Was vom Leben übrig bleibt.

Alfred Broszehl hat in dieser Wohnung fast ein Jahrhundert verbracht. Sein Leben steht für eine andere, eine aussterbende Generation, eine Generation, die selten umzieht. (...)

In drei Stunden ist Broszehls Wohnung leer geräumt, ist eine fast jahrhundertlange Existenz aufgelöst, ausgelöscht. Außer den Tapeten wird nichts mehr an den früheren Bewohner erinnern. Was bleibt von Alfred Broszehl? Einige Familienfotos bei den Sills in Stuttgart, ein paar Erinnerungen im Kopf der Haushälterin; sein neuer Kühlschrank, die Waschmaschine und der Fernseher kommen ins Auktionshaus. Alles andere verschwindet im Müll. Alfred Broszehl ist tot.

Bei der zweiten Geschichte rief mein Chefredakteur an, er habe einen Artikel in der „Bild-Zeitung“ gelesen: Ein junges Ehepaar habe aus Furcht vor Verarmung das Leben genommen. In ihrem Abschiedsbrief hätten sie sich auf Hartz IV bezogen. Sollten sie die ersten Opfer der Reform sein?

Selbstmord ist etwas ganz anderes als der natürliche Tod eines alten Mannes. Die Hinterbliebenen sind traumatisiert, haben oft Schuldgefühle und wollen meist auf gar keinen Fall mit Journalisten reden. Noch dazu kam, dass die Boulevardpresse schon ausführlich berichtet hatte. Ich bewegte mich also auf „verbrannter Erde“, bemühte mich, mit Menschen zu sprechen, die nie wieder einen Journalisten sehen wollten und für den gesamten Berufszweig nur noch tiefe Verachtung empfanden.

In diesem Fall begann ich meine Recherche beim Bestattungsunternehmen „Grieneisen“, das die Kosten der Beerdigung und Grabpflege übernommen hatten. Die Bild-Zeitung hatte die Firma im Namen der Angehörigen darum gebeten. Die Grieneisen-Mitarbeiter vermittelten mir den Kontakt zu den zwei verbliebenen Cousinen des Paares. Diese waren auch bereit, sich mit mir zu einem Gespräch zu treffen.

Die Stahls hielten Distanz. Ihr Heim wurde zum Rückzugsort, in das immer bedrohlichere Nachrichten von draußen drangen. (...) Der Abschiedsbrief, den sie an Cousinen und Kollegen geschickt hatten, zeigt: Sie haben sich vieles ausgemalt. Wie es wäre Wohnung, Auto und Arbeit zu verlieren. Es muss ein Leben im Konjunktiv gewesen sein, ständig das Schlimmste erwartend. Die Cousine erinnert sich, wie leer die Wohnung bei ihrem letzten Besuch wirkte, eine Woche vor dem Tod der beiden. Monika Stahl hatte gesagt, sie miste aus. Hätte sie nachfragen sollen?

Vor Gesprächen entwerfe ich einen Fragenkatalog, an den ich mich aber nie genau halte. Es ist mehr eine gedankliche Vorbereitung, eine Orientierung: Was interessiert mich, was sind die wichtigen Punkte? Manchmal schaue ich am Ende des Gesprächs noch einmal darauf, ob ich etwas Wichtiges vergessen habe. Ich bemühe mich auch, Gesprächspartner nicht nur in einem Café, sondern in ihrer Wohnung zu treffen. Eine Wohnung ist wie ein Fingerbadruck. Außerdem bitte ich um möglichst viel Zeit. Ein

Reporter kann immer nur einen Ausschnitt des Lebens zeigen, der sollte dann aber möglichst groß sein.

Vor Treffen wie diesem mit den Cousinen habe ich oft ein sehr unangenehmes Gefühl, ich fühle mich wie ein schmieriger Eindringling in die Privatsphäre anderer. Es ist mir immer wieder aufs Neue peinlich, an Türen von mir unbekanntem Menschen zu klingeln und Fragen zu stellen. Wahrscheinlich sieht man mir meine Scham an, und einige reden dann aus Mitleid mit mir. Aber ohne Fragen keine Information, keine Geschichte.

Die Chefin der Ehefrau des Paares, mochte erst nicht mit mir reden, später, nach mehreren Telefonaten stimmte sie doch einem Treffen doch zu. Man sollte sich nie von der ersten Absage abschrecken lassen. Sehr wichtig ist, dem Gegenüber deutlich zu machen, dass man nicht ein weiterer voyeuristischer Boulevardreporter ist, sondern sich wirklich für die Hintergründe und die Menschen interessiert. Obwohl jede Form der Reportage auch immer ein wenig voyeuristisch ist, man schaut anderen beim Leben zu. Gerade in solchen Gesprächen ist es entscheidend, den richtigen Ton zu treffen, sich in andere einfühlen zu können. Das ist etwas, was man nicht lernen kann, man kann es oder eben nicht. Ich halte mich in diesen Gesprächen eher zurück, lasse den Gesprächspartner reden, stelle nur wenige kurze Fragen. Einfach beobachten, alles aufnehmen, ist oft ergiebiger, als eine Frage nach der anderen zu stellen.

Für mich gibt es zwei Möglichkeiten der Gesprächsführung: die „provokative“ und die „zuhörende“. Beide können sehr effektiv sein, je nach Typ. Respekt ist sehr wichtig, immer und egal, mit wem man spricht. Und wirkliches Interesse am Gesprächspartner. Es gibt auch Situationen, wo der Schreibblock, wie eine Waffe wirken kann, in diesen Momenten versuche ich, mir die wichtigsten Dinge zu merken, wiederhole sie für mich im Kopf und manchmal verschwinde ich auf die Toilette, um dort schnell ein paar Dinge zu notieren. Voraussetzung ist natürlich immer, dass der andere weiß, man ist Journalist und will etwas über ihn schreiben. Tonbänder wirken oft noch abschreckender - sie machen außer bei Interviews oder juristisch heiklen Themen auch nicht wirklich viel Sinn - sondern nur mehr Arbeit. Wer mitschreibt, ist oft konzentrierter und sortiert schon beim Aufschreiben aus. Beim Abhören von Tonbändern habe ich oft feststellen müssen, dass ich wichtige Fragen vergessen hatte und viele Sätze im belanglosem Geplänkel enden.

Die Chefin von Frau Stahl nannte als Bedingung dafür, dass sie mit mir spricht, dass ihr Name und der Name der Firma im Artikel nicht genannt werden. Sie fürchtete um den Ruf des Unternehmens. An sich gilt die Regel: In möglichst allen Reportagen immer alle Personen mit Namen nennen, damit nicht ominöse Gestalten die Texte bevölkern, deren Aussagen, niemand nachprüfen kann. Es gibt aber Geschichten, wo es einfach nicht geht. Ich habe auch versucht, die Chefin zu überzeugen. Am Ende habe ich ihren Wunsch aber akzeptiert. Das kann man nicht immer machen. Ich musste abwägen, wie existenziell diese Information für den Text wirklich ist.

Erst am Montag dem 31. Januar 2005, dem ersten Arbeitstag nach dem Urlaub, fiel der Chefin auf, dass der Schreibtisch ihrer Sekretärin merkwürdig aufgeräumt war. Die Ablage sauber abgearbeitet, das Foto des Ehemannes verschwunden. Kurz darauf traf die Post ein, der Abschiedsbrief der beiden, ein persönliches Anschreiben und vier Seiten Anhang. Computerausdruck. Der Generalschlüssel der Firma folgte in einem Päckchen. Bis in den Tod war Monika Stahl so, wie ihre Chefin sie immer kannte: gewissenhaft.

Oft werde ich auch gefragt, ob ich Geld für Interviews oder Informationen zahle und noch häufiger, ob der Artikel vor der Veröffentlichung gelesen werden kann. Die Antwort auf beide Fragen ist: Nein! Ein einziges Mal habe ich ein Informationshonorar gezahlt, an eine Puffmutter. Im Bordell wird jede Leistung abgerechnet, auch ein Interview. Im Allgemeinen bin ich gegen Zahlungen, weil sonst eine Geschäftsbeziehung zwischen Journalist und Interviewpartner entsteht, der Journalist kann Leistung fordern und der andere hat das Gefühl, Informationen liefern zu müssen. Wer weiß, ob das Gesagte dann immer stimmt. Natürlich gibt es aber auch Informanten, die derartig brisante Geschichten zu erzählen haben, dass sie deren Wert sehr genau wissen. Trotzdem würde ich raten: im Zweifel gegen Honorar entscheiden.

Ob die Geschichte vorher gelesen werden kann, fragt heute wirklich fast jeder Interviewte. Wozu braucht man dann noch Reporter, wenn die Beschriebenen die Texte kontrollieren und am liebsten selbst schreiben würden? Journalismus ist nicht Öffentlichkeitsarbeit, sondern eine Betrachtung von außen. Wer das nicht will, darf einem Porträt oder eine Reportage nicht zustimmen. Wörtliche Zitate können gegengelesen werden, der ganze Text nicht. Es ist wichtig, dem Gesprächspartner das von Anfang an deutlich zu sagen, sich nicht erst auf ein „vielleicht“ einzulassen. Aus meiner Erfahrung hat bisher noch keiner eine Geschichte abgesagt, weil er sie nicht vorher lesen durfte. Oft ist es nur ein Test: Mal sehen wie der Journalist reagiert.

Als Reporter darf man seine Protagonisten aber auch nicht verraten. Oft entsehen sehr intensive Gespräche, Menschen erzählen mir als Journalistin manchmal mehr als ihren Ehepartnern. Daraus ergibt sich Verantwortung. Wenn Gesprächspartner darum bitten, bestimmte Dinge nicht zu schreiben, muss man sie entweder gleich vom Gegenteil überzeugen oder so fair sein und sie später weglassen. Gerade bei Menschen, die nicht an Presse gewöhnt sind, gehe ich mit dem Gesagten sehr behutsam um, um sie nicht vorzuführen oder über sie zu richten. Ich bin Reporterin und keine Richterin. Wer weiß, wie ich mich unter bestimmten Umständen verhalten würde? Das heißt aber auch nicht, haltungslos zu sein. Beschreiben ist immer subjektiv.

Zurück zu der Reportage über das Ehepaar. Es war schwierig, Menschen zu finden, die noch Kontakt zu ihnen gehabt hatten. Das Paar lebte sehr zurückgezogen. Ich wusste, dass der Mann beim Film gearbeitet hatte und fand ein paar alte Arbeitskollegen von ihm, traf mich mit einigen, telefonierte mit anderen. Dann hinterließ ich in einem Internetforum von ehemaligen Soldaten eines amerikanischen Wachbataillons meine Telefonnummer. Ein paar Wochen später meldete sich wirklich ein alter Kamerad des Ehemannes, der mit ihm vor Jahren in Westberlin bei den Amerikanern gedient hatte. Ich redete mit der Polizei und den Nachbarn im Haus. Die Cousinen hatten erzählt, dass es auch noch eine Tochter des Mannes gäbe. Niemand hatte Kontakt zu ihr, nicht mal ihren Nachnamen wussten sie. Für die Klärung des Erbes musste sie aber gefunden werden, und für die Geschichte über das Paar, war es wichtig, auch die Sicht der Tochter zu hören. Ich wandte mich an das Gericht, die Sachbearbeiter hatten sie noch nicht gefunden und durften auch keine Auskunft geben. Das Mädchen war noch minderjährig. Ich rief immer wieder an. Nach zwei Monaten hatten sie sie schließlich aufgespürt. Ich bat die Gerichts-Mitarbeiterin zu fragen, ob die Tochter und deren Mutter mit mir sprechen würden. Die beiden waren einverstanden und ich besuchte die Tochter und die Ex-Freundin des Ehemannes. Das war der Schlussstein der Recherche.

Die Tochter von Michael Stahl wird plötzlich wichtig. Sie muss das Erbe ausschlagen, erst dann kann der Vermieter die Wohnung auflösen. Die Schulden steigen weiter. Geld arbeitet auch nach dem Tod.(...) Vanessa war ein schwieriges Mädchen, schwänzte die Schule, lief von zu Hause weg. Als sie zwölf war, wollte sie ihren Vater kennen lernen. 2003 rief Vanessas Mutter Michael Stahl an. Zwei Tage darauf stand er unangemeldet in der Tür.

Bei einer solchen Geschichte ist es immer schwierig, ein Ende zu finden. Gerade, weil ich nicht mit den Protagonisten selbst sprechen konnte, hatte ich immer das Gefühl, noch nicht genug über sie zu wissen, ihnen vielleicht nicht gerecht zu werden. Im Prinzip geht es mir bei jeder Reportage so. Irgendwann muss man aber aufhören. Die Blöcke sind voll geschrieben, immer mehr Personen tauchen darin auf. Gerade bei sozialen Themen, geht es nicht nur um Verantwortung, sondern auch um Nähe und Distanz. Beim Gespräch entsteht Nähe, beim Schreiben kehrt die Distanz zurück. Manchmal muss ich einen Tag vergehen lassen, ehe ich zu schreiben beginne, um Abstand zur Recherche zu gewinnen. Oft hilft es mir auch, jemandem die Geschichte zu erzählen, weil ich da schon das für mich Wesentliche formulieren muss. Was will ich sagen, was ist wichtig? Ein Bild beginnt, sich zu formen. Natürlich macht schreiben Spaß, aber zunächst ist es immer eine Qual. Zweifel kommen auf: Wen soll die Geschichte interessieren, wie soll ich sie schreiben? Ich kenne zwei Arten Reporter: die Anfangs- und die Schlusstypen. Ich bin ein Schlusstyp, das heißt, ich weiß immer, wie ein Text enden, aber selten wie er anfangen soll. Die ersten zwei Absätze müssen spannend sein, damit der Leser in die Geschichte hineingezogen wird und sie müssen ein Gefühl davon geben, worum es in der Reportage gehen wird.

Wenn ich sehr viel Recherchematerial habe, lese ich es nicht noch einmal, sondern versuche, zunächst die Geschichte aus dem Kopf einmal herunterzuschreiben. Das Wichtigste ist meist im Gedächtnis geblieben. Das setzt allerdings voraus, dass zwischen Recherche und Schreiben nicht allzu viel Zeit vergangen ist. Frisch ist meist am besten. Es gibt aber auch Geschichten, die Zeit und Abstand brauchen, an „Broszehls Nachlass“ habe ich während eines Monats geschrieben, immer mal wieder. Nach dem ersten Schreib-Durchlauf lese ich mir meine Aufzeichnungen noch einmal durch, ergänze wenn nötig und überarbeite alles nochmals. Und das mache ich dann auch noch ein drittes Mal, manchmal noch öfter - je nachdem, wie viel Zeit mir bleibt. Erst durch das Feilen wird es ein richtiger Text. Das ist das Stadium, bei dem sich Recherche-Ungenauigkeiten rächen. Deshalb bemühe ich mich, bei der Recherche immer so viele Details wie möglich aufzuschreiben: Wie jemand aussieht, was er anhat, wie die Umgebung wirkt, wie die Wohnung eingerichtet ist, wie sich jemand bewegt, Haltung, Gestik, Mimik und ob und wie sich jemand im Laufe des Gesprächs verändert.

Bei der Strukturierung von Texten arbeitet jeder unterschiedlich. Thomas Mann unterscheidet drei Arten von Schriftstellern: die Musiker, die Maler und die Architekten. In gewisser Weise kann man diese Arten auch auf Reporter und journalistische Texte übertragen. Ich schreibe erst mal nach Gefühl, wenn sehr viele verschiedene Orte und Personen vorkommen, lege ich mir ein Blatt Papier neben den Computer, notiere in Stichpunkten die Namen der Figuren und deren wichtigste Aussagen, darunter schreibe ich, mit welcher Szene oder Handlung die Geschichte weitergehen könnte. Es ist eine Art Ablaufplan - wann was wo kommt. Das mache ich aber nur in den komplizierten Fällen. Oft verändern sich Geschichten auch während des Schreibens. Jemand erscheint plötzlich sympathischer oder unsympathischer.

Da ist es gut, wenn man vorher wirklich mit vielen verschiedenen Menschen geredet und alle Seiten angehört hat.

Dann ist man plötzlich am Ende der Geschichte angelangt. Der letzte Absatz ist für mich der Bedeutendste. Er gibt eine Art Zusammenfassung des Textes, beschreibt den letzten Eindruck, hinterlässt ein Gefühl. Er bleibt im Gedächtnis.

Im Januar dieses Jahres telefonierte Vanessa das letzte Mal mit ihm, er hatte keinen Unterhalt mehr gezahlt, gesehen hatten sie sich schon seit zwei Jahren nicht mehr. Sie wollte ihm eigentlich noch sagen, dass sie schwanger ist, dass er Opa wird. Dazu kam es nicht mehr. Sie hat vom Gericht vom Tod ihres Vaters erfahren. Es war ein komisches Gefühl. Vermissen kann sie ihn nicht. „Da war nicht viel da zwischen uns.“ Einen Abschiedsbrief hat sie nicht bekommen, alle Fotos von ihm sind beim letzten Umzug verschwunden. Die Stahls sind fort.

Jana Simon

Der Text wurde mit freundlicher Genehmigung der neuesten Auflage des Buches „Die Reportage“ von Michael Haller (uvk-Verlag, € 19,90) entnommen.